

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werththätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schönsant.**

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Morgen Zeichnungen.

Von Forain.

## Bayerisch-politische Briefe.

I.

\* Leipzig, 24. Januar.

Aus München wird uns geschrieben:

Kann ein Reichsrat der Krone Bayerns modern? Der geschätzte Leser wird schon entschuldigen, daß ich mich mit dieser ein wenig feltamen Frage einlasse. Allein hier handelt es sich weniger um die Thatsache, daß einer unserer hohen Herren in seiner Sprechweise etwas hat, das unwiderstehlich zum Vergleiche reizt mit den gefühlvollen Kundgebungen jenes nützlichen Haustiers, das von einem bayerischen Minister im Parlamente das Kindvieh des kleinen Mannes genannt wurde. Die Angelegenheit, der diese Frage naturnotwendig entspringt, greift hinüber auf das parteipolitische, ja auf das allgemein politische Gebiet.

Hören Sie: Unser glückseliges Bayernland besitzt so gut wie der liebe Bundesstaat Preußen sein Herrenhaus. Man nennt diese vortreffliche Einrichtung hier die Kammer der Reichsräte. Darin sitzen in beschaulicher Eintracht die adeligen und frisch geadelten Spitzen des Großgrundbesitzes, der Großindustrie und der Kirche bei einander. Neben den erblichen die fürsorglich ausgesiebten unbedingten Instrumente eines königlich bayerischen Regierungswillens. Dieses Oberhaus, man gestatte mir den kleinen historischen Exkurs, verdankt sein Bestehen eigentlich einem das sogenannte Staatsrecht verletzenden Eingriff des bayerischen Feudaladels in das souveräne Recht des von Napoleon I. in das königliche Gottesgnadentum beförderten Kurfürsten Max Joseph. Das war am 1. Januar 1806. Am 1. Mai des Jahres 1808 ließ der erste Bayernkönig zur Freude seiner geliebten Untertanen den Wortlaut einer Konstitution veröffentlichen, die alle Sonderrechte und ständischen Korporationen aufhob, die Leibeigenschaft und die Adelsvorrechte beseitigte und eine nach dem Repräsentationssystem zu bildende einheitliche Nationalrepräsentation für das aufstrebende Land einsetzte. Der Feudaladel murzte und intriguierte. Neukere und innere Wirren begünstigten eine antikonstitutionelle Verschleppungspolitik. Der publizierte Verfassungsentwurf blieb in der Mappe, die Max aus der Mailänder Unter-

redung mit dem Korfen nach München gebracht hatte, und erst das Jahr 1818 erlebte die „revidierte“ Verfassung, die bis auf geringe Abänderungen heute noch gilt, und in der das Zweikammersystem triumphierte.

So blieb uns denn im Hause an der Brannerstraße das Herrenstäbchen erhalten, aus dem von Zeit zu Zeit die Tagesblätter Begebnisse melden mit sympathischen Anklängen an die Epoche, darin der tolle Markgraf von Ansbach sich aus der Haut eines aufgespießten Leibeigenen einen handlichen Geldbeutel fertigen ließ. Hier auch soll nun, als jüngst die hohen Herren, dem Willen der Regierung gemäß, die vom Unterhause beschlossene Wahlreform zu Tode hezten, Graf Waldbott-Wassenheim einiges gegen das „aus der Fremde importierte, unser nationales Empfinden verletzende, und — die Hauptsache! — unsere Interessen bedrohende Proportionalwahlssystem“ gemeldet haben. Daß der hohe Herr gemeldet habe, behauptete nämlich das Münchener Organ der südbayerischen Sozialdemokratie. Nun könnte es ja in Anbetracht der tatsächlichen Aeußerungen jenes hohen Herrn gleichgültig sein, ob er sie hervor gemeldet, gekräht oder sonstwie schwingvoll von sich gegeben habe. So möchte man meinen. Jedoch diese Meinung scheint durchaus irrig zu sein. Denn aus dem ultramontanen Blätterwalde rauscht eine Entrüstung, wie sie in Altbayern seit dem berühmten Traunsteiner Erbscheiterurteil nicht mehr erlebt wurde. Vom handgroßen Centrumsbüchlein der Provinz bis zum hauptstädtischen pseudoultramontanen Organ, das bei Hofe zum Frühstück gelesen wird, ergießt sich aus den klerikalen Spalten ob des behaupteten Mederns ein Wehegeschrei, das eine minder gesunde Existenz wie unser Münchener Parteiblatt umbringen möchte. Das aber, dem die Kriegsjahre gegen die ionischen Preßvertreter für das Quartier, wo die Religion der katholischen Liebe haust, die Muskeln gestählt haben, erträgt das patriotische Indianergeheul mit gutem Humor. Ironisch fragt es, ob die klassischen Mißerfolge des bayerischen Centrums aus letzter Zeit das harmonische Gleichgewicht rauheintiger ultramontaner Preßhelden erschüttert haben und gutmütig, wie die roten bayerischen Tungen nun einmal sind, rät es den erregten Spießträgern der Kleinseeligmachenden eine aufreißende Kneippkur an.

Wie ich nun die Dinge zu wissen glaube, wird die ob eines so geringfügigen Anlasses entfesselte ultramontane Wut diesmal nicht so bald besänftigt sein. In den langen Jahren, in denen ich die Wasser der bayerischen Politif fallen und steigen sah, habe ich so manche Ausbrüche der katholischen Presse miterlebt. Die kamen mit der Regelmäßigkeit eines Kalenderheiligen immer, wenn die „roten

Teufel“, wie Dr. Sigl sagt, unsere Frommen so lange gereizt und gekeltelt hatten, bis dem machtbewußten Phlegma unserer Ultramontanen die Zunge zum kraftadeligen Schimpf-Longzett gelöst war. Nach dieser Erleichterung wurde die frische Beruhigungsmahl getrunken, und die Wasser lagen glatt bis zur nächsten Eruptionsperiode. Das machtbewußte Phlegma hoffte derweil auf die Erfüllung einer seit dem Jesuitenministerium Abel erträumten ultramontanen Herrlichkeit. Vor einigen Jahren schien es auch fast, als ob das goldene Reich einer absoluten bayerisch-katholischen Herrschaft hereinbrechen sollte. In den Kreisen der Eingeweihten ging das Geflüster, der Prinzregent sei regierungsmüde. König Otto, der arme Irre, so hieß es, trüge die Königskrone nicht zum Nutzen einer notwendigen Wahrung des monarchischen Princips. Prinz Ludwig, schon hart an der äußersten Grenze des kräftigen Mannesalters, müsse König werden. In den Pfarrhöfen sangen fröhliche Diener des Herrn beim perlenden Weine frohe Lieder zur Hoffnungsharfe; in den apostolischen Blättern drohte da und dort ein kleiner Götter dem alten Ministerium mit Absehung, wenn es nicht mäuschenstill sich füge. Graf Preysing, der päpstlich gelobte Veranstalter des Münchener Katholikentages, hielt mit den ultramontanen Kammergrößen wöchentlich mindestens dreimal ein Konzil ab. Er galt als der kommende Ministerpräsident, auf ihn, den intimen Freund des Prinzen Ludwig, vereinigte sich das brünstige Sehnen aller frommen Patrioten. Mit innerlichem Ingrimm, aber äußerlich ergebungsvoll, ohne Hoffnung auf den an unheilbarer Rückenmarksdarre leidenden Liberalismus lenkte die Minister das altfränkische Regierungsgeschäft in die ultramontane Geleise. Der Kultusminister legte auf dem Psychologenkongresse öffentlich den Treueschwur für die christkatholische Wissenschaft ab. Die Polizei machte eine heftige Jagd auf die nackte Kunst. An die Thüren der Ministerzimmer klopfte vom Morgen bis zum Abend eine wunschgeschwollene Schar nutzloser Interessentjäger. Der Draht München-Rom brach fast unter der Last des Depeschenregens, und der politische Himmel war beinahe so schwarz, wie in den Tagen, da Thomas Jost aus dem freundlichen Orden der Dominikaner die Einführung der heiligen Inquisition empfahl.

Da, zwischen Lipp und Kehlstrand, brach ein rauher Windstoß des ultramontanen Scheinleuzes zarte Blüten. Am Hofe hatten die Stützen des alten Regime die unbedingte Oberhand gewonnen: der Prinzregent lehnte in letzter Stunde die Erwägung einer Aenderung ab und Prinz Ludwig, der in apostolischen Kreisen schon zum erzkatholischen König ausgerufen war, mußte sich so gut bescheiden, wie die wieder

## Seuilleton.

Manuskript verboten.

## Zwei Brüder.

Von Guy de Maupassant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher.

Wenn von des Doktors geistigen Interessen, seinen Ideen über Politik, Kunst, Philosophie und Moral die Rede war, so konnte es mitunter vorkommen, daß Frau Rosemilly diese ganze Gedankenwelt mit der Bezeichnung „Hirngespinnste“ zusammenfaßte, was ihr dann einen kalten, richterlichen Blick eintrug, der ihr und ihrem ganzen armseligen Geschlechte den Prozeß machte.

Vor dem Besuche der Söhne hatte Herr Roland die lebenswürdige Witwe nie zu einer Fischereizurkunft eingeladen, wie er denn auch seine Frau niemals mitnahm, sondern am liebsten morgens vor Tagesanbruch in Gesellschaft des Kapitäns Beausire, eines einseitigen Weltumseglers, den er bei seinen Wanderungen an Strand und Hafen kennen gelernt und zu seinem Busenfreunde erkoren hatte, und des alten Matrosen Papagris, dem die Gut des Bootes übertragen war, hinaussegelte.

Nun aber hatte Frau Rosemilly in der vorigen Woche bei Rolands gespeist und nach Tisch die Bemerkung hingeworfen: „Das Fischen ist wohl recht amüsant, nicht?“

Der ehemalige Jurvelier hatte sich durch das Interesse für seine Liebhaberei unendlich geschmeichelt gefühlt, und plötzlich vom Drange befeuert, neue Anhänger für seine allein-

seligmachende Passion zu gewinnen, hatte er hastig gefragt: „Wollen Sie einmal mit hinausfahren?“

„Von Herzen gern.“

„Nächsten Dienstag?“

„Zahwohl — also nächsten Dienstag.“

„Können Sie morgens um fünf Uhr reisefertig sein?“

Ein kleiner Schrei des Entsetzens folgte.

„Was fällt Ihnen ein! Das ist ja rein unmöglich!“

Enttäuscht und abgekühlt, zweifelte der große Seemann plötzlich an seines Zöglings nautischem Beruf, fragte aber doch: „Um wie viel Uhr wäre es Ihnen denn möglich?“

„Ja . . . so um neun Uhr etwa.“

„Früher nicht?“

„Nein, früher nicht, das ist ja schon unmenschlich früh.“

Der wackere Mann zögerte — natürlich war um diese Zeit keine Rede von einem lohnenden Gang, sobald die Sonne scheint, beißen die Fische nicht mehr an, allein die Söhne hatten sich des Gedankens bemächtigt, übernehmen es, die Partie zu arrangieren, und machten die Verabredung auf der Stelle niet- und nagelfest.

So hatte denn an diesem Dienstag die „Perle“ unter dem weißen Felsen des Kap de la Peve Anker ausgeworfen, und man hatte bis zur Mittagstunde gefischt, Siesta gehalten, wieder gefischt, natürlich ohne Erfolg, und schließlich hatte Papa Roland, nachdem er etwas spät zur Erkenntnis gelangt war, daß der hübschen Frau Rosemilly die Bootsfahrt als solche weit mehr am Herzen lag, als seine Fischerei, und nachdem er auch keinen noch so leisen Ruck an seiner Angel mehr wahrnehmen konnte, ein herzhaftes „Zum Kuckud!“ ausgestoßen, in welchem er eine herbe Anklage gegen die teilnahmslose Witwe und die appetitlosen Meer-

bewohner zusammenfaßte.

Jetzt aber betrachtete er seine Fische mit der zitternden Freude, mit der ein Geizhals seine Schätze zählt, warf dann einen Blick nach der Sonne, die sich schon zum Untergange neigte, und bemerkte: „Wie wär's, Kinder, wenn wir uns auf den Heimweg machten?“

Beide Söhne zogen die Angelschnüre aus dem Wasser, rollten sie auf, reinigten die Angelhaken, befestigten sie wieder an den Korkpfosten und harrten dann weiterer Befehle. Herr Roland war aufgestanden und sah sich mit äußerster Sachverständiger Miene nach allen Himmelsrichtungen um.

„Kein Wind mehr! An die Ruder, Jungs!“

„Blödsinn! deutete er nach Norden und setzte erregt hinzu: „Seht, seht, der Dampfer von Southampton!“

Ueber die Meeresfläche, die wie ein ausgebreitetes blaues, leuchtendes, gold- und feuerschimmerndes Gewebe dalag, erhob sich in der angegebenen Richtung ein schwarziges Wölkchen, das sich von dem rosig gefärbten Abendhimmel abhob, und unter dem dunklen Fleck konnte man einen einzigen Punkt wahrnehmen, der das Fahrzeug bedeuten mochte.

Gegen Süden ließen sich zahlreiche kleine Rauchsäulen unterscheiden, die sich alle auf den Noto von Havre zu bewegten, von dem nur ein weißer Strich und der lergengerade, am äußersten Ende aufsteigende Leuchtturm sichtbar waren.

„Sollte nicht heute die „Normandie“ einlaufen?“ fragte der seelkundige Vater.

„Ja, Papa,“ erwiderte Hans.

„Gieb mir mein Perspektiv; ich glaube, daß sie's ist — da unten!“

Der Vater zog das Messingrohr aus, schraubte das Glas für sein Auge zurecht, suchte den Punkt und rief nach kurzem Hinsehen freudestrahlend: „Sie ist's, sie ist's! Ich erkenne